

Jürgen Oelkers

*Erziehen wir noch?  
Kinder und Jugendliche gestern und heute<sup>\*)</sup>*

*1. Die grosse Krise?*

Die Frage meines Vortrages hört sich bang an: „Erziehen wir noch?“ - Das klingt ganz so, als könnte man die Erziehung auch verlieren oder als würde sie unter der Hand gleich ganz verschwinden. Die Formulierung ist kein Zufall. Viele heutige Kommentatoren gehen davon aus, dass die Erziehung bedroht sei, entweder weil die Eltern ihre Verantwortung nicht mehr wahrnehmen oder weil sich die Kinder und Jugendlichen nicht mehr an das halten, was ihnen die Eltern und Lehrkräfte vorgeben und abverlangen. Daher ist auffällig leicht von einer „grossen Krise“ der Erziehung die Rede, die nur mit einer mindestens ebenso grossen Umkehr zu bewältigen sei.

- Schuld an der Krise sind falsche Konzepte der Erziehung, die sich „anti-autoritär“ verstehen, auf Partnerschaft setzen und damit die Kinder überfordern.
- Träger dieser falschen Erziehung war - und ist - die Generation der Achtundsechziger.
- Wenn wir nicht wollen, dass unsere Kinder zu „kleinen Tyrannen“ werden, ist eine Rückkehr zur „Disziplin“ unumgänglich.

Mit dem letzten Satz fasse ich die Titel und Botschaften zweier Bestseller zusammen, die im deutschen Sprachraum hunderttausende Leserinnen und Leser gefunden haben. Der eine Bestseller heisst „Lob der Disziplin“ (Bueb 2006) und der andere „Warum unsere Kinder Tyrannen werden“ (Winterhoff 2008). Was sie zu verkünden haben, ist im Befund negativ und unterstellt, dass die letzten dreissig Jahre gesellschaftlicher Erziehung ein einziger Irrweg gewesen seien.

Tatsächlich haben sich in diesen drei Dekaden die Bedingungen des Aufwachsens für Kinder und Jugendliche massiv verändert, aber nicht weil die Generation der Achtundsechziger diese Entwicklung auf geheimnisvolle Weise hat manipulieren können, sondern weil langfristige Trends verstärkt und neu ausgesteuert wurden. Dazu gehören der Wandel der Familien, die sinkenden Kinderzahlen, die Akzeptanz neuer Rollen, die aktive Erziehungsverantwortung der Väter und nicht zuletzt die liberale Überzeugung, dass Erziehung auf Wechselseitigkeit beruht. Kinder lassen sich nicht einfach „er-ziehen“, sondern müssen auf sinnvolle Weise daran beteiligt werden.

---

<sup>\*)</sup> Vortrag auf der Sommerakademie 2008 „Für das Leben lernen“ am 16. Juli 2008 im Hotel Europe in Engelberg.

Wer aus eigener Anschauung erlebt hat, wie autoritär die Versammlungen der Achtundsechziger abliefen, der wird ihnen die „anti-autoritäre Erziehung“ höchstens als Lektüre zutrauen. Diese Generation geht demnächst in Rente, was man begrüßen oder bedauern kann, auf jeden Fall wird nicht deswegen der Weg frei, zu früheren Formen der Erziehung zurückkehren zu können. Eine solche Möglichkeit gibt es nur nostalgisch, wobei es sich fragt, auf welchen Grundlagen diese Nostalgie eigentlich beruht. Und es ist schon seltsam, dass wir uns ausgerechnet in der Abrechnung mit den Achtundsechzigern an eine Sprache gewöhnen sollen, in der unsere Kinder wahlweise als „Monster“, „Tyranen“ oder „tickende Zeitbomben“ hingestellt werden.

Die pädagogische Diskussion liebt die Krisen und hat wenig Sinn für den Normalfall der Erziehung. Aber mit Hinweis auf die augenfällige Fettleibigkeit mancher Kinder in der Öffentlichkeit ist ebensowenig ein zutreffendes Bild zu gewinnen wie mit Bezügen auf das provokative Rauschtrinken von Jugendlichen. Oft bemüht man dann das Bild von der „Spitze des Eisberges“, aber was tatsächlich diskutiert wird, sind *Fälle*, die sofort generalisiert werden, wenn sie mehr als einmal vorkommen. Zahlen fehlen und Vergleiche werden nicht vorgenommen, dafür glaubt man an die Existenz der medial vermittelten Bilder, die suggerieren, dass in der Erziehung ständig alles schlechter wird.

Im Folgenden werde ich das nicht tun. Zunächst gehe ich darauf ein, dass und wie sich die Grundlagen der Erziehung gewandelt haben. Der zentrale Punkt ist die Einstellung der Erwachsenen zu den Kindern, die sich seit Ende des 19. Jahrhunderts allmählich gewandelt hat. Die Kinder sollten in ihrer Entwicklung besser verstanden und ernst genommen werden, ohne sie lediglich als Objekt zu betrachten. Danach stelle ich heutige Bedingungen des Aufwachsens dar, bestimme einige der Risiken und frage, wo die Chancen liegen. Abschliessend komme ich auf meine Frage zurück. Sie kann nicht lauten, ob wir „noch“ erziehen oder „nicht mehr“, als seien die Eltern eine bedrohte Spezies, sondern was getan wird, wenn sich im Alltag Probleme stellen. Dabei ist Normalität von Abweichung zu unterscheiden.

## 2. *Erwachsene und Kinder: Eine liberale Überzeugung*

Die amerikanische Schriftstellerin Kate Douglas Wiggin<sup>1</sup> veröffentlichte 1892 in der Publikumszeitschrift Scribner's Magazine wohl den ersten Artikel über die Rechte des Kindes. Kate Wiggin war damals eine der bekanntesten Kinderbuchautorinnen im englischen Sprachraum. Sie kam ursprünglich aus der Kindergartenbewegung und hatte 1878 mit hohem persönlichen Einsatz den ersten freien Kindergarten in San Francisco eröffnet. Der Silver Street Free Kindergarten war für die Kinder der Arbeiter gedacht und konnte kostenlos besucht werden. Es war der erste seiner Art an der gesamten amerikanischen Westküste. Die Kinder kamen aus einem nahe gelegenen Ghetto, das „Tar Flat“ genannt wurde und als gesetzlos galt.

---

<sup>1</sup> Kate Douglas Smith (1856-1923) stammte aus Philadelphia, ihre Eltern waren Einwanderer aus Wales. Die Tochter absolvierte die Abbott Academy in Massachusetts, bevor sie an die Westküste ging. In den achtziger Jahren gründete sie zusammen mit ihrer jüngeren Schwester Nora A. Smith (1859-1934) ein Kindergartenseminar. Kate Smith veröffentlichte 1883 ihr erstes Kinderbuch *The Story of Patsy*, dem zahlreiche andere folgten. 1881 hatte sie Samuel Bradley Wiggin geheiratet, mit dem sie nach New York ging. Hier war sie mehrere Jahre lang Vizepräsidentin der New York Kindergarten Association. Nach dem Tod ihres Mannes im Jahre 1889 heiratete sie ein zweites Mal. Kate Douglas Wiggin starb ohne eigene Kinder in der englischen Grafschaft Harrow nach Fertigstellung ihrer Autobiographie, die als *My Garden of Memory* 1923 veröffentlicht wurde.

Kate Wiggins bekanntester Roman *Rebecca of Sunnybrook Farm* (1893) reflektiert diese biographischen Erfahrungen mit einem speziellen Bild des Kindes. Der Roman erzählt von einem wilden Mädchen, das unbändig auf einer Farm aufwächst. Die Titelfigur erinnert sofort an Pippi Langstrumpf und wird so eingeführt:

„Rebecca was a thing of fire and spirit ... Rebecca was plucky at two<sup>2</sup> and dauntless at five<sup>3</sup> ... Rebecca possessed and showed (a sense of humor) as soon as she could walk and talk ...

She had not been able ... to borrow her parents' virtues and those of others generous ancestors and escape all the weaknesses in the calendar”

(Douglas Wiggin 1903, S. 26).

Das wilde Mädchen wächst ohne Vater auf, muss sich mit sechs Geschwistern herumschlagen und erprobt seine Kräfte an der Natur. Die Farm erscheint fast wie Taka-Tuka-Land, fern der Zivilisation und frei von Schulen, also - wie ein Paradies. Aber anders als bei Pippi Langstrumpf wird nicht ein Zustand beschrieben, sondern eine Entwicklung. Die erzählt, wie aus einem wilden Mädchen ein verantwortungsvolles Kind wird, das sogar einen High School-Abschluss macht, also die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllt, ohne dazu gezwungen zu werden. Der Roman ist mehrfach verfilmt worden, darunter 1938 mit Shirley Temple in der Hauptrolle,<sup>4</sup> was alleine zeigt, wie akzeptiert dieses Bild eines eigenständigen Kindes bereits gewesen ist.

Der Artikel über *Children's Rights* fragt eingangs, wem ein Kind gehört, den Eltern, der Gesellschaft oder sich selbst. Die Rechte der Eltern, heisst es, sind grenzenlos, für die der Kinder fehlt dagegen jeder Standard (Douglas Wiggin 1892, S. 242). Die Gesellschaft schreitet nur ein, wenn es seitens der Eltern zu Übergriffen kommt, die nicht zu übersehen sind

„But society does nothing, can do nothing, with the parent who injures the child's soul, breaks his will, makes him grow up like a liar or a coward, murders his faith!” (ebd., S. 243).

Dann heisst es deutlich: Wenn sich Eltern nur auf ihr „Recht“ berufen, mit ihrem Kind machen zu können, was sie wollen, dann seien sie „unmögliche Eltern“ (ebd.). Jedes Kind hat ein Recht auf eine ihm eigene und angemessene Kindheit.

- „There is no substitute for a genuine, free, serene, healthy, bread-and-butter childhood” (ebd., S. 244).
- Nur darauf kann das Leben der Erwachsenen aufbauen, dieses Leben setzt den relativen Freiraum der Kindheit voraus.
- „The child has a right to a place of his own, to things of his own, to surroundings which have some relation to his size, his desires, and his capabilities” (ebd., S. 246).

Das setzt voraus, die Erwachsenen glauben nicht, dass die Kinder „too good“ seien oder gar besser als sie selbst. Zu dieser Idee des pädagogischen Treibhauses heisst es knapp:

---

<sup>2</sup> Mutig wie ein Junge.

<sup>3</sup> Furchtlos und verwegen.

<sup>4</sup> *Rebecca of Sunnybrook Farm* (Twentieth Century Fox, schwarz:weiss, Dauer 80 Minuten, Regie: Allan Dwan). Die amerikanische Premiere fand am 18. März 1938 statt.

„Beware of hothouse virtue“ (ebd., S. 247). Das Kind hat wohl ein Recht auf Vorbilder - „to expect examples“ -, aber es hat auch ein Recht auf den eigenen Weg, etwas, das die Eltern im Umgang mit den Kindern lernen müssen, ohne dass dies im schulischen Curriculum vorgesehen wäre (ebd., S. 247/248).

Hinter dieser These steht die Erfahrung des 19. Jahrhunderts, dass sich Erziehung und Schule zu ihrem Vorteil verändern lassen und dass Fortschritt sowohl in der Familie als auch in der Schule möglich ist. Ein neues Verhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern, das den Kindern Rechte einräumt und sie nicht einfach als Objekt der Erziehung ansieht, entstand allerdings nicht über Nacht und setzte sich als gesellschaftliches Leitbild auch zunächst nur in der akademischen Mittelschicht durch. Die Grunderwartung geht dahin, dass beide Seiten, Kinder wie Erwachsene, daraus Vorteile ziehen können und dass in der Beziehung eine Balance entsteht, die Interessen immer wieder ausgleichen und Probleme lösen kann.

Eine typische Aufgabe ist, dass Kinder im Laufe ihrer Entwicklung Empathie für ihre Eltern lernen müssen -, wenn die Beziehung Bestand haben soll. Die Qualität hängt davon ab, wie die Prozesse gestaltet und ob immer neu Anschlüsse gefunden werden. Umgang mit Rückschlägen gehört dazu wie die Reaktion auf Erfolge, sie verlangt Wechselseitigkeit und so Ausgleich, der unterschiedliche Ausgangslagen kennt. Kinder sind keine kleinen Erwachsenen und das gilt auch umgekehrt. Die Frage ist, wie man dann lernt, zum beiderseitigen Vorteil miteinander auszukommen.

Das kann man eine liberale Sicht auf Erziehung nennen. Diese Sicht heisst auch, dass sich die Eltern die Erziehung ihrer Kinder zutrauen und in der Erwartung handeln, dass sie Erfolg haben können. Sie setzen nicht auf Therapie oder staatliche Subvention und sie lassen sich auch nicht einreden, dass sie angesichts der Umstände zum Scheitern verurteilt sind. Die liberale Sicht war lange umkämpft und sie steht auch heute wieder in der Kritik, aber sie hat sich in der pädagogischen Kultur durchgesetzt, und zwar längst bevor es die Achtundsechziger gab. Der Grund war einleuchtend. Die Erziehung musste Abstand gewinnen von den früheren Techniken der Disziplinierung, wenn sie zugleich human und erfolgreich sein wollte. Wer also heute „mehr Disziplin“ fordert, sollte vor Augen haben, was historische Praxis war.

Körperstrafen dienten, wie amerikanische Studien nachweisen, noch im 20. Jahrhundert der „Austreibung des Teufels“ (Straus 2001). Vorausgesetzt war das sündige Kind. Jahrhundertlang teilten viele Eltern und die Obrigkeit diese Annahme, entsprechend war die Erziehung. Kinder galten als bedrohte Wesen, die sich leicht mit der Sünde infizieren konnten, wenn nicht ohnehin von der Erbsünde ausgegangen wurde. Vergehen waren nicht einfach Regelverletzungen, vielmehr wurden sie verstanden als Manifestationen des Charakters, den nur harte Strafen korrigieren konnten. Der Sinn der Züchtigung war die komplette Unterwerfung der Kinder unter die pädagogischen Gewalten, was lediglich den Effekte hatte, das Gegenteil von dem zu bewirken, was pädagogische Absicht war (Abbott 2005, S. 204ff.).<sup>5</sup>

---

<sup>5</sup> Der Kinderbuchautor Jacob Abbott (1803-1879) stammte aus Maine und graduierte 1820 am Bowdoin College. Er studierte anschliessend am Andover Theological Seminary und war kurze Zeit Hauslehrer. Von 1825 bis 1829 war er Professor für Mathematik und Naturphilosophie am Amherst College. 1826 wurde er als Pastor für die Hampshire Association ordiniert. 1829 gründete Abbott die Mount Vernon School for Young Ladies in Boston und leitete danach auch die Mount Vernon School for Boys in New York. 1832 erschien Abbotts erstes Buch *The Young Christian; or, A Familiar Illustration of the Principles of Christian Duty*. 1835 wurde Abbott Pastor an der kongregationalistischen Kirche von Roxbury und schrieb sein erstes Kinderbuch, das die „Rollo-Reihe“ eröffnete, in der insgesamt 14 Bände erschienen. Der erste hiess *The Little Scholar Learning to Talk. A Picture Book for Rollo*.

Das Blossstellen von Schülern vor der Klasse mit Eselsmützen war ebenso üblich wie sinnlose Strafarbeiten oder das endlose Abschreiben einzelner Merksätze. Warum man einen Satz, der mit „ich soll nicht“ beginnt, besser lernt, wenn man ihn hundertmal schreibt statt einmal, blieb das Geheimnis der Lehrkräfte. Sie achteten darauf, dass der letzte Satz in der gleichen Schönschrift geschrieben wurde wie der erste. Sonst konnte die Prozedur von vorne beginnen. In der Selbstdarstellung des Lehrerstandes spielte die Rute lange Zeit eine entscheidende Rolle, weil sie das Symbol der Macht war. Die Strafpraxis in den Schulen ist seit Mitte des 19. Jahrhunderts immer wieder karikiert worden. Aus den Karikaturen kann man schliessen, welches die Formen der Strafen gewesen sind und so auch, was die Kinder und Jugendlichen erdulden mussten.

Die Lebenswelten von Kindern sind natürlich auch im 19. Jahrhundert nicht ausschliesslich in diesem Lichte zu sehen. Bürgerliche Kinder wuchsen in eine Brief- und Buchkultur hinein, die nicht allein aus Disziplinierung bestehen konnte. Briefe zwischen Eltern und Kindern sind eine unterschätzte Form moralischer Erziehung, und oft waren Briefe die einzige Möglichkeit des emotionalen Ausdrucks. Ältere Kinder und Jugendliche mussten lernen, für Anteilnahme eine schriftliche Form zu finden und auch für die eigene Befindlichkeit die richtige Sprache zu benutzen. Das galt auch für Jungen, sie schrieben und lasen Briefe, nicht SMS-Botschaften.

Ein Faktor des Wandels, der oft übersehen wird, war die allmähliche Kommerzialisierung der Kindheit, die am Ende des 19. Jahrhunderts begann. Motor dieser Entwicklung war etwa die deutsche Puppenindustrie, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Hälfte des Weltmarktes kontrollierte. Die pädagogische Bedeutung dieser Entwicklung ist selten beachtet worden. Es entstand ein internationaler Markt für Kinderprodukte, wo zuvor häusliches Geschick ausreichte, das kommerziell ungebunden war. Die Puppenindustrie, anders gesagt, stellte Mädchen-Spielzeug auf Fertigung um (Cieslik/Cieslik 1989). Damit wurden ästhetische Normen verbindlich, an denen sich Wahrnehmung und Spiel ausrichteten.

Um 1900 war das Spiel mit Puppen fester Bestandteil der Lebenswelt von Mädchen, jüngeren und älteren, solchen aus bürgerlichen und solchen aus Arbeiterfamilien. Ein Bilddokument aus dem Jahre 1912 zeigt eine Szene auf dem breiten Bürgersteig einer Strasse im heutigen Berlin-Neukölln, also einem Arbeiterbezirk. Man sieht zwei grössere und zwei kleinere Mädchen, die mit Puppen und Puppenwagen nachspielen, was sie als „Familie“ und so als pädagogisches Ideal vor Augen hatten (Balk 2007, S. 15). 1920 sieht man auf einem anderen Dokument ein bürgerliches Mädchen, das mit der Puppe sich selbst imitiert. Beide, Mädchen wie Puppe, tragen ein Charleston-Kleid, das Haar ist zu einem Bubikopf geschnitten und an den Füßen sind weisse Socken mit Lackschuhen zu sehen (ebd., S. 19).

Kinderkulturen sind faktisch bis heute geschlechtsgetrennte symbolische Welten, die allen Anstrengungen der neutralen Erziehung, die ästhetische Klischees vermeiden will, widersprechen. Auch historisch spielten kleine Jungen nicht mit Puppen, sondern wenn, dann mit Holzreifen, wie ein Atelierfoto aus dem Jahre 1903 zeigt (ebd., S. 36). Väter bauen für ihre Söhne und nicht für ihre Töchter Autos aus Eisenabfällen (ebd., S. 64), und der berühmte Märklin-Metallbaukasten war für technisch interessierte Jungen gedacht (ebd., S. 65). Das eine Bild stammt aus dem Jahre 1929, das andere aus dem Jahre 1931. Vor achtzig Jahren dachte kaum jemand daran, dass auch Mädchen technische Interessen haben und entsprechende Lernumgebungen nutzen könnten.

Blickt man nur hundert Jahre zurück, dann ergibt sich ein sehr gemischtes Bild und jedenfalls keine heile Welt. Um 1900 ist keine „gute alte Zeit“ der Erziehung zu erkennen,<sup>6</sup> sondern eine expandierende Industriegesellschaft, die immer noch in grossem Masse Kinderarbeit kannte. Auf dem Lande wurden wie im 18. Jahrhundert Verdingkinder angeboten, Erziehung gegen Entgelt war auch in den Städten Praxis.<sup>7</sup> Die Geburtenrate sank seit Mitte des 19. Jahrhunderts, die medizinische Versorgung verbesserte sich zusehends, aber in den Städten bestimmten Klassenschranken das Leben. Und in den meisten Schweizer Kantonen war noch keine Ganzjahresbeschulung durchgesetzt. Die älteren Kinder mussten arbeiten, für sie fand Schule nur im Winter statt.

Der Erziehungsstil in Familie und Schule war durchgehend autoritär, Jugendliche wurden auf genau vorbestimmten Bahnen in die Gesellschaft eingegliedert. Entsprechend gering war ihr Freiraum. Es war zum Beispiel undenkbar, dass die Jugendlichen über ihre Religion selbst bestimmen konnten. Der Glaube wurde mit der Familie vererbt, Kinder der reformierten Kirchen wurden konfirmiert und so endgültig in die Gemeinschaft aufgenommen.<sup>8</sup> Eine Alternative zu diesem Ritual gab es nicht und wurde von den meisten Jugendlichen um 1900 auch gar nicht gesucht. Der Glaube war sozial fest verankert und forderte beide Geschlechter gleich, wie Konfirmationsbilder der Jahrhundertwende zeigen.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts waren Kindheit und Jugend einem zunächst eher langsamen Wandel ausgesetzt, der sich in den letzten fünf Jahrzehnten stark beschleunigt hat. Davon betroffen sind Einstellungen ebenso wie Verhaltensnormen und öffentliche Erwartungen gegenüber der Erziehung von Kindern und Jugendlichen. Beides konnte schärfer unterschieden werden, weil sich allmählich eine symbolische wie materielle Differenzierung zwischen Kinder- und Jugendkulturen herausbildete. Vor 150 Jahren war „Jugend“ eine kurze Phase, weil unmittelbar nach der oft nur sechsjährigen Schule der Eintritt ins Arbeitsleben stattfand und eine eigene Jugendkultur nur sehr rudimentär ausgebildet war. „Jugendlich“ war weder ein Prädikat noch eine Aussehensnorm, die als Erwartung öffentlich kommuniziert worden wäre.

Das hat sich stark verändert, sowohl im Blick auf die Dauer als auch bezogen auf die Lern- und Erfahrungsfelder der Jugendlichen. Die Ursachen dafür sind

- die Verlängerung und Stabilisierung der Schulzeit,
- der sukzessive Aufbau von Berufslehren,
- die Bildung von eigenen Jugendkulturen,
- die Formung von Zielgruppen für den Prozess der Kommerzialisierung
- sowie die Verlängerung der Reifezeit.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden „Jugend“ und „jugendlich“ auch zu einer ästhetischen Norm, die das Leben der Erwachsenen beeinflusste. „Jugend“ ist heute eine Phase intensiven Erlebens von Entwicklungsaufgaben und Anreizen, die individuell bewältigt werden müssen. Die rituellen Übergänge zwischen Kindheit und Jugend entfielen weitgehend, heute gibt es kaum noch gesellschaftliche *rites de passage*, die Arnold van Gennep 1909 im Blick auf Stammeskulturen und Volkssitten beschrieben hatte.<sup>9</sup>

<sup>6</sup> „Good old days“ ist eine Werbebotschaft (so schon Cohn 1940).

<sup>7</sup> In Deutschland wurde erst in einer Novelle zur Gewerbeordnung vom 23. Juni 1879 die Erziehung gegen Bezahlung ausdrücklich von der Gewerbefreiheit ausgenommen.

<sup>8</sup> Die *confirmatio* ist die Befestigung der Taufe.

<sup>9</sup> Initiationsriten setzen abgrenzbare Gruppen voraus, zwischen denen der Übergang vollzogen werden muss. Nur dann gelten die drei Stufen, die analysiert hat, *préliminaire*, *liminaire* und *postliminaire*.

Kunden im eigentlichen Sinne waren Kinder auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch nicht, wenigstens nicht im deutschen Sprachraum. Die sprichwörtlichen Litfasssäulen waren frei von Produkten für Kinder, die ohne eigenes Budget nicht sehr interessant waren für die Werbung. Ein Foto aus dem Jahre 1931 zeigt ein kleines Mädchen mit Puppenwagen neben sich und einem Marmeladenbrot in der Hand. Die Werbeschilder an der Hauswand konnten unbeachtet bleiben, weil die nicht für sie bestimmt waren (Balk 2007, S. 5). Was für heutige Kinder auch unvorstellbar ist: Die Massenmedien, die in den fünfziger Jahren das Privatleben erreichten, waren das Kino und vor allem das Radio. Man war akustisch, nicht visuell, mit der Welt verbunden, wobei oft nur nationale Programme gehört wurden. Werbung im Radio gab es schon in den zwanziger Jahren,<sup>10</sup> aber nur in sehr dosierter Form (Maatje 2000).

### 3. *Neue Bedingungen des Aufwachsens*

Die Beschleunigung des Wandels hat auch zu tun mit der Kommerzialisierung, also dem Einfluss von Produkten, die die Kinder und Jugendlichen selbst kaufen können oder die die Eltern für sie kaufen. Das ist nichts grundsätzlich Neues, wohl aber haben mit der wachsenden Kaufkraft die Bedeutung und die Intensität des Kaufens zugenommen. Die These gilt mindestens für die Bedingungen des Aufwachsens in westlichen Konsumgesellschaften, die aber ein Grundmodell im Prozess der Globalisierung von Kindheit und Jugend darstellen. Historisch statische und medial unbeeinflusste Verläufe von Erziehung gibt es so gut wie nicht mehr.

Die europäischen Verhältnisse unterscheiden sich von den amerikanischen. Als Kunden wurden amerikanische Kinder und Jugendliche bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts entdeckt, parallel zur Entwicklung der Reformpädagogik und so der „kindzentrierten“ Erziehung (Jacobson 2004). Der historisch stark wachsende Einfluss der Kleiderindustrie auf Aussehenserwartungen, Habitus und Selbstverständnis von Kindern ist gut untersucht (Cook 2004). In der Forschung ist auch evident geworden, welche Rolle einzelne Firmen wie der Disney-Konzern in der Veränderung der Kindheit einschliesslich des Leseverhaltens gespielt haben (Sammond Durham 2005). So forderten etwa Comics die Lektüre von Kinderbüchern heraus, ein Wandel der Leitmedien, der bis heute nicht abgeschlossen ist. Selbst Familienrituale wie Weihnachten oder der Thanksgiving Day sind von dem Wandel hin zur Kommerzialisierung nicht ausgenommen (Pleck 2000). Der historische Prozess scheint irreversibel zu sein, wenigstens spricht nichts für einen sich abschwächenden Trend.

Heute ist die Kommerzialisierung der Kindheit so selbstverständlich, dass die amerikanische Autorin Juliet Schor (2004) davon sprechen konnte, die Kinder würden geradezu „zum Kaufen geboren“. Ihr einflussreiches Buch heisst *Born to Buy*. Hinter diesem Titel stehen Zahlen:

- Zwölf Milliarden Dollar kostet jedes Jahr allein die Werbung für Produkte, die Kindern als Konsumenten angeboten werden.

---

<sup>10</sup> In Deutschland seit 1923.

- Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hatten die amerikanischen Kinder und Jugendlichen direkten Einfluss auf Kaufentscheidungen, die sie betrafen, in Höhe von fast 190 Milliarden Dollar.
- Das betrifft den Hauskauf, den Urlaub oder die Anschaffung von Autos.
- Mitte der siebziger Jahre betrug die dafür zur Verfügung stehende Summe noch etwa 20 Milliarden Dollar.
- Der Markt für die Vier- bis Zwölfjährigen wird auf einen Umsatz von etwa 30 Milliarden Dollar geschätzt.

Die Zahlen lassen sich übertragen. Sie gelten in ähnlicher Weise für Länder wie der Schweiz und Deutschland. Auch hier haben Kinder und Jugendliche kaum noch Möglichkeiten, von den Auswirkungen der Konsumkultur *nicht* berührt zu werden. Marken und Moden beherrschen schon den Erfahrungsraum von kleinen Kindern, auf mehreren Ebenen gleichzeitig. Die Kinder und Jugendlichen gewinnen auf diesem Wege ständig an Kundenmacht, was verbunden ist mit starken Beeinflussungen.

Das visuelle Umfeld von Kindern generell ist durchsetzt mit Werbebotschaften. Im deutschen Sprachraum gehen die Kinder rund 10 000 Stunden in die Schule, aber sind im Schnitt rund 12 000 Stunden Massenmedien mit Konsumangeboten ausgesetzt. In den Vereinigten Staaten ist das Verhältnis noch krasser. Die Kinder verbringen etwa 12 000 Stunden in der Schule. Im Alter von zwei bis siebzehn Jahren sehen sie zwischen 15 000 und 18 000 Stunden fern und die Beeinflussung nimmt zu. Der Grund ist, dass Kinder und Jugendliche bis 18 Jahren als Zielgruppe mit insgesamt erheblicher Kaufkraft interessant geworden sind.

Diese eher stillschweigende Entwicklung ist nicht nur eine Wohlstandsfolge, sie hat auch mit dem Wandel der Erziehungsgrundlagen zu tun. Konsum und Kommerz sind keine Größen, die aus der Kindheit wieder verschwinden werden. Das hat Folgen für die Arrangements in den Familien und die Formen des Umgangs, die sich wegbewegt haben von den starren Rollen, die die Erziehung noch vor fünfzig Jahren gekennzeichnet haben.<sup>11</sup> Das geschah stillschweigend und in Anpassung an veränderte Lebensumstände, niemand hatte dafür je einen Plan. Auch hier fallen die Achtundsechziger also aus.

Neue Modi des Umgangs zwischen Eltern und Kindern sind *Aushandeln* und *strategische Interaktion*, die inzwischen gut beschrieben sind (Darian 1998, Gegan-Paxton/John 1997, Palan/Wilkes 1997). Hier entscheidet nicht mehr einfach die Autorität, sondern der Wunsch und das Argument im Einklang mit dem Budget. Kinder handeln im Rahmen ihrer Interessen rational und oft auch strategisch. Beide, Kinder wie Eltern, sind Teil der Konsumkultur, auch in dem Sinne, dass beide ästhetischen Kaufanreizen ausgesetzt sind, die nicht einfach „pädagogisch“ ersetzt werden können und aber oft ein Problem darstellen.

Die zunehmende Materialisierung des Lebens hat psychische Folgen (Dittmar 2007, 2007a), aber damit umzugehen, ist nicht einfach durch Appelle möglich. Kinder und Jugendliche gewinnen an Einfluss, und dies nicht nur, weil sie viele Verbote unterlaufen können, sondern weil sie zum Erfolg oder Misserfolg der Erziehung aktiv beitragen. Sie sind nicht einfach deren Objekt. Daher häufen sich in der Literatur Stimmen, die davor warnen, Kinder und Jugendliche mit einem einfachen Entweder-Oder-Schema zu betrachten, als „autonome Konsumenten“ auf der einen, „behütete Spezies“ auf der anderen Seite (Tyler 2005).

---

<sup>11</sup>Materialien sowie Bilddokumente finden sich etwa in der Ausstellung *Lebensstationen in Deutschland 1900 bis 1993*: <http://www.dhm.de/ausstellungen/lebensstationen.startseite.htm>



Der Modus der Verhandlung bedeutet nicht, dass über alles und ständig verhandelt werden muss. Bestimmte Grenzen sind nicht verhandelbar, dasselbe gilt für die Struktur des Lebensraumes, in dem die Erziehung stattfindet (Armeline 2005). Verhandelt wird über Entscheidungen, an denen Kinder in der einen oder anderen Art beteiligt sind. Durch Verhandlungen entsteht so etwas wie eine herausgearbeitete Kognition (collaborative cognition) (Bearison/Dorval 2002), die einen fragilen Status hat und gleichwohl die Basis des Gemeinsamen darstellt. Gut belegt sind zum Beispiel Verhandlungen in Familien über Gefahren und Sicherheitsrisiken (Backett-Milburn/Harden 2004). Verhandlungen haben zur Voraussetzung, dass im Blick auf Entscheidungen eine Art Partnerschaft angenommen wird, die sich auch mit dem historischen Wandel der Erziehungsverhältnisse erklären lässt.

Von dem, was noch vor dreissig Jahren als „Erziehung“ galt, ist nicht mehr viel zu sehen. Der „autoritäre Vater“ ist als Leittypus ebenso verschwunden wie die „selbstlose Mutter“, es gibt nur noch wenige Geschwisterreihen und der Kinderwunsch kann zu einem Stressfaktor werden. Was früher undenkbar war, ist heute fast selbstverständlich, nämlich öffentlich über die Kosten der Kinder nachzudenken (Spsychiger/Bauer/Baumann 1995), und es ist auch selbstverständlich, den Kinderwunsch in einer Paarbeziehung lange *nicht* zu thematisieren und sich dann auch *gegen* diesen Wunsch zu entscheiden. Schliesslich ist heute vor allem die zur Verfügung stehende Zeit ein Problem, weil arbeitende Eltern Beruf und Kinder in Einklang bringen müssen, dies jeden Tag neu und oft mit fragilen Lösungen (für die Sicht der Jugendlichen vgl. Pocock/Clarke 2004; für arbeitende Mütter auch: Craig 2005).

Trotz oder vielleicht auch wegen dieser Entwicklungen besteht für pädagogische Nostalgie kein Anlass. Kinder haben „früher“ nicht deswegen „besser“ gelebt, weil die Welt einfacher war oder die Verhältnisse überschaubarer. Doch scheinbar einfache oder überschaubare Verhältnisse mit klaren Rollentrennungen waren genauso konflikthanfällig wie offene Erfahrungsräume mit hohem Individualisierungsgrad. Nichts spricht dafür, dass „mehr“ Disziplin die Qualität der Erziehung verbessert, zumal bei diesen Forderungen notorisch offen bleibt, welche Disziplin gemeint ist und wie mit den Folgen umgegangen werden soll.

Zudem ist unklar, wie die implizite Zerfallsannahme historisch nachgewiesen werden soll. Solange ist es nur Nostalgie, wenn behauptet wird, „früher“ sei die Erziehung besser gewesen. Das Bild der harmonischen Verhältnisse ist in den Köpfen, nicht die historische Wirklichkeit. Man sollte einfach akzeptieren, dass sie in vieler Hinsicht anders war und kaum mit den heutigen Gegebenheiten verglichen werden kann. Umso mehr fragt sich dann, was heute getan werden kann oder muss, damit Erziehung nicht zu einer Sisypheaufgabe wird, also man immer dasselbe tun muss, ohne voranzukommen.

#### 4. Erziehung heute

Man kann sich den Prozess der Erziehung als fortgesetzte Problemlösung vorstellen, die nicht an einem bestimmten Zeitpunkt abgeschlossen ist. Eltern und Kinder sind daran gleichermassen beteiligt, allerdings unterschieden nach Alter und Involviertheit. Manche Probleme betreffen die ganze Familie, andere nur die Kinder, manche Lösungen sind substanzieller Art, andere alltägliche Entscheide, in jedem Fall sollte so viel Gemeinsamkeit wie möglich gesucht und Verträglichkeit angestrebt werden. Und man sollte bei der

Einschätzung der Situation davon ausgehen, dass Lösungen für Probleme auch dann gefunden werden, wenn diese zunächst unlösbar erscheinen.

Hilfe von Aussen ist immer nur punktuell und subsidiär sinnvoll, wenn nicht neue Abhängigkeiten entstehen sollen, etwa solche von der Therapieindustrie. Auch der Staat sollte sich zurückhalten und nicht den Eindruck erwecken, als könnten Behörden besorgen, was Sache der Eltern ist.

- Mit einer solchen Sicht werden die Akteure betrachtet und gestärkt, ohne eine pädagogische Opferrolle zu stilisieren.
- Die Lösung der Probleme strebt nicht ferne Ziele an, sondern muss im heutigen Alltag bestehen können.
- Es sind nicht einfach Probleme, die die Kinder „machen“, sondern Probleme, die das Zusammenleben in Umwelten schafft, die sich nicht oder nur begrenzt nach den pädagogischen Wünschen der Eltern richten.

Verglichen mit früheren Generationen haben sich die Bedingungen des Aufwachsens für heutige Kinder und Jugendliche sehr weitgehend verändert. Man kann darüber nachdenken, ob sich angesichts des Wandels hin zur frühen Selbständigkeit überhaupt noch „Erziehungsfragen“ stellen und wenn ja, ob sie wirklich die Eltern oder nur noch die Experten betreffen. Das klingt zugespitzt, aber zumindest die deutsche Forschung ging lange davon aus, dass die „Dreizehn- bis Achtzehnjährigen“ (Baacke 2000) wenn, dann nur von ihren Peers beeinflusst und so nicht mehr „erzogen“ werden.

Hinter dieser These steht allerdings ein Begriff von Erziehung, der lediglich von Beziehungen zwischen Personen ausgeht und „Autonomie“ als *Ablösung* versteht, mit der sich die Zuständigkeit der Eltern reduziert. Weder Institutionen noch andere Prozesse als die der Ablösung kommen in den Blick. Aber Jugendliche lösen sich mit Dreizehn nicht gleichsam automatisch von den Eltern ab, die ihre Zuständigkeit und auch ihre Verantwortung keineswegs abgeben können. Was „Ablösung“ genannt wird, ist ein Prozess der Differenzierung und Verlagerung; er hat nichts zu tun mit zunehmendem emotionalen und sozialen Abstand. Im Gegenteil erleben Eltern und Kinder die heftigsten Konflikte im Jugendalter. Für die Jugendlichen geht es darum, nicht mehr als Kind und so neu wahrgenommen und behandelt zu werden.

Die Jugendlichen gehen während dieser Zeit weiterhin zur Schule oder absolvieren eine Berufslehre, sie engagieren sich in Vereinen und kulturellen Gruppen, nehmen unterschiedliche Freizeitangebote wahr und testen keineswegs unablässig Grenzen. Die Beziehung zu den Eltern wird nicht aufgelöst, nur weil die Peers eine Rolle spielen, sondern neu definiert. Faktisch sind heute Eltern-Kind-Beziehungen lebenslange Bindungen und so auch immer wechselseitige Lern- und Anpassungsprozesse. Die Qualität entscheidet sich daran, wie die Probleme gelöst wurden und welche Auswirkungen das auf die Beziehung hatte.

Das gesamte soziale Feld, in dem sich Kinder und Jugendliche bewegen, „erzieht“ sie, also

- legt Einstellungen nahe,
- bestärkt oder schwächt Haltungen,
- gibt Anreize vor,
- hält Chancen bereit

- und definiert Risiken.

Peers sind eine wichtige Gruppierung im Erfahrungsfeld der Jugendlichen, aber eben auch nur *eine*. Die Erwachsenen werden nicht einfach umgangen, sondern bei Gelegenheit gezielt gesucht, als Ressource der Jugendlichen sozusagen. Aus der Sicht der Eltern geht es in der Adoleszenz um die Frage, wer die Grenzen setzt und wo genau die liegen. Die Jugendlichen ihrerseits müssen sich in einem Feld zurechtfinden, das kaum noch etwas mit früheren Jugendkulturen gemein hat.

Die Frage ist, wie die Jugendlichen das machen, also wie sie mit Lern- und Entwicklungsaufgaben in ihren heutigen Erfahrungsräumen umgehen. Von besonderem Interesse ist dabei das Verhältnis von Normalität und Abweichung im Jugendalter. Starke und spektakuläre Fälle von *Abweichung* bestimmen die Berichterstattung der Medien, die sich für den Normalfall kaum interessieren. Schlagzeilen versprach der Fall einer Primarklasse, die in zweieinhalb Jahren sechs Lehrkräfte verschleissen konnte, ohne dass jemand eingriff. Der Vorfall im Quartier Friesenberg der Stadt Zürich ist in der gesamten Schweiz diskutiert worden und hat massive Reaktionen ausgelöst. Im Internet ist von ähnlichen Vorfällen auf eine Weise berichtet worden, als ob eine Lawine losgetreten worden sei. Der Eindruck entsteht, so der Zürcher Tagesanzeiger am 7. April dieses Jahres, „die Schweizer Volksschule sei rettungslos aus den Fugen geraten“ (TA v. 7. 4. 2007).

Das ist natürlich nicht der Fall, die Situation hat sich beruhigt und ist auf normale Weise bewältigt worden, durch eine neue Lehrkraft, die die angeblich aus den Fugen geratene Klasse problemlos in die Sekundarschule führen konnte. Die Medien verallgemeinern einzelne Fälle und zeichnen damit ein scheinbar stimmiges Bild. Wenn in kurzer Zeit mehrere Fälle, die an sich wenig miteinander zu tun haben, an das Licht der Öffentlichkeit kommen, entsteht sofort eine Krisensituation, obwohl die weitaus meisten Schulen normal arbeiten und keine besonderen Vorkommnisse melden.

### 5. Normalität und Abweichung

Das Verhältnis von Normalität und Abweichung lässt sich in drei Dimensionen darstellen:

- Die Grundanforderung einer normalen Karriere ist der Übergang zwischen Schule und Arbeitsmarkt.
- Der Verlauf des Jugendalters ist weiterhin stark geprägt von körperlichen und mentalen Umbrüchen, die Auswirken auf das Gesundheitsverhalten haben.
- Deviantes Verhalten ist, drittens, unterschiedlich manifest und kann sich auch in Gewaltbereitschaft sowie in Formen der Kriminalität äussern.

Ein zentraler Indikator für den Erziehungserfolg ist die Eingliederung der Jugendlichen in den Arbeitsmarkt. Damit werden die Lebenschancen der Jugendlichen festgelegt, was unmittelbare Auswirkungen hat auf ihr Vertrauen in das gesellschaftliche System, in dem sie leben.

Die Schweiz ist eines der wenigen Länder mit einem dualen System der Berufsbildung, das bereits nach Abschluss der Sekundarstufe I einen Einstieg in den Arbeitsmarkt ermöglicht. In den meisten EU-Ländern ist das erst nach Abschluss der

Sekundarstufe II möglich. Dieser Abschluss wird mit einer Vollverschulung erreicht und setzt keine betrieblichen Berufslehren voraus. Oft wird eine solche Verschulung gegenüber akademischen Ausbildungen als minderwertig betrachtet und von den Eltern wie von den Jugendlichen gemieden. Ohne direkten Zugang zu den Betrieben mindert sich der Wert der Ausbildung, wie dies zum Beispiel in Frankreich oder Italien der Fall ist.

Die Struktur der Berufsbildung erklärt zum Teil die erstaunlich hohen Unterschiede in der Jugendarbeitslosigkeit innerhalb der EU. Mit „Jugendarbeitslosigkeit“ wird die Arbeitslosigkeit von beschäftigungsfähigen Personen im Alter zwischen 15 und 24 Jahren bezeichnet. Die Jugendarbeitslosigkeit steigt europaweit an, unabhängig davon, wie das Schulsystem beschaffen ist, also ob es gegliedert ist oder nicht. Gesamtschulsysteme sorgen in dieser Hinsicht nicht für mehr Chancengleichheit.

- In Finnland liegt die Quote der Jugendarbeitslosigkeit konstant bei etwas unter 20%,<sup>12</sup>
- in der Schweiz sinkt die Quote seit einigen Jahren und betrug im Mai 2008 2.5 Prozent und war nur geringfügig höher als die der arbeitslosen Erwachsenen, die im gleichen Monat bei 2.4 Prozent lag.<sup>13</sup>
- Den niedrigsten Wert aller EU-Länder halten die Niederlande mit 2004 6,6 Prozent arbeitslosen Jugendlichen. Der Wert liegt um vier Prozent höher als in der Schweiz, einem Land mit einem gegliederten Schulsystem und einer geringen Maturitätsquote.

In diesem Sinne sind die Chancen für die Schweizer Jugendlichen intakt. Die Übergänge ins Arbeitsleben sind für die weitaus meisten Jugendlichen in stabiler Weise gewährleistet. In der Schweiz besteht ein sehr differenziertes System der Eingliederung, das früh Verantwortung zuweist und mit Beschäftigung diszipliniert. Es ist wenig bekannt, dass Lehrlinge oft schon im dritten Lehrjahr rentabel sind, was auf hohe Leistungsanforderungen schliessen lässt, die sich nicht umgehen lassen (Wolter/Schweri 2003).

Ein anderer Indikator für Effekte der Erziehung ist das Gesundheitsverhalten der Jugendlichen. Auch hier liegen Schweizer Daten vor, nämlich die beiden SMASH-Studien von 1992 und 2002. SMASH ist die Abkürzung „für Swiss Multicenter Adolescent Survey on Health“, der regelmässig vorgelegt werden soll.<sup>14</sup> „Gesundheit“ wird verstanden als dynamisches Gleichgewicht und so als ein Prozess, der ständig sowohl durch persönliche Merkmale und individuelles Verhalten als auch durch die Gegebenheiten des nahen oder weiteren Umfeldes beeinflusst wird.

Im Sinne dieses Begriffs wurde in der Studie nach Klima in Familie, Schule und Lehrstelle sowie nach den persönlichen Beziehungen gefragt. Einige der Ergebnisse lauten wie folgt:

<sup>12</sup> Zum Problem vgl. Järvinen/Vanttaja (2001).

<sup>13</sup> Angaben nach Seco (Statistik des Staatssekretariats für Wirtschaft).

<sup>14</sup> 1992 hat das Institut für Sozial- und Präventivmedizin (ISPM) der Universität Lausanne gemeinsam mit dem Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich und dem Ufficio di Promozione e di Valutazione Sanitaria des Kantons Tessin eine grosse Studie zu Gesundheit und Lebensstil der Jugendlichen zwischen 16 und 20 Jahren in der ganzen Schweiz durchgeführt. 2002 wurde die Studie wiederholt. Die SMASH-2002-Studie beruht auf zwei sich ergänzenden Ansätzen: Der sozialwissenschaftliche Ansatz legt den Schwerpunkt auf die sozialen Aspekte des Gesundheitsverhaltens und versucht die psychosoziale und wahrnehmungsbedingte Bestimmung der Lebensstile aufzuzeigen (SMASH 2002). Das Dokument ist verfügbar unter: [www.umsa.ch](http://www.umsa.ch). Der epidemiologische Ansatz legt den Schwerpunkt auf die Prävalenz dieser Verhaltensweisen und deren Analysen in verschiedenen Subgruppen bzw. der Entwicklung über die Zeit.

- 75% der Jugendlichen gehörten einer nicht getrennten Familie an und lebten bei ihren biologischen Eltern.
- Die Mehrheit der Antwortenden bezeichneten das Klima in ihrer Schulklasse als angenehm.
- Zwischen zwei Drittel und drei Viertel der Jugendlichen gaben an, dass ihre Lehrkräfte oder Lehrmeister ihnen vertrauen.
- Ein Fünftel der befragten Jugendlichen wünscht sich im Ausbildungsprozess gezielte Unterstützung; verwiesen wird auch auf Stressfaktoren wie Zeitdruck, Störungen im Arbeitsprozess oder eine hohe Verantwortung am Arbeitsplatz, die signifikant als belastend empfunden wird.

Die frühe Eingliederung in das Arbeitsleben ist nicht ohne Grund ein Stressfaktor. Er stellt für viele Jugendliche einen hohen Anspruch dar und verlangt eine Verhaltensanpassung, die nicht immer leicht fällt. Andererseits ist dies eine Ernstfallerfahrung, die rückblickend zumeist positiv bewertet wird.

Viele Erwachsene und ein Teil der Medien sehen den Gebrauch psychoaktiver Substanzen als eines der grössten Probleme des Jugendalters an. Nicht so die Jugendlichen selbst. Themen wie Alkohol- und Drogenkonsum stehen am Schluss der Gefährdungsliste. Eine weit grössere Bedeutung kommt dem Umgang mit Stress zu. Auch Probleme des eigenen Gefühlslebens werden genannt und massgeblich geht es auch um Fragen der richtigen Ernährung. Hier sehen viele Jugendliche Handlungsbedarf und wünschen sich mehr Unterstützung.

Ein besonders wichtiger Teil der Selbstwahrnehmung von Jugendlichen sind das Bild des eigenen Körpers und die Einstellungen. Die Jugendlichen sind - wie gezeigt - ein bevorzugtes Ziel der Modeindustrie, womit eine klare Steuerung des Verhaltens verbunden ist. Das entspricht der Theorie der zunehmenden Kommerzialisierung. In der SMASH-Studie wurden die Jugendlichen gefragt, ob sie mit ihrer äusseren Erscheinung zufrieden seien, oder ob sie das eine oder andere an ihrem Körper verändern möchten.

- 40% der Mädchen und 18% der Knaben sind mit ihrem Aussehen und ihrem Körper unzufrieden und dies unabhängig vom Alter oder Ausbildungstyp.
- Knaben sind eher über die Form ihres Körpers besorgt, Mädchen sind wegen ihres Gewichts beunruhigt.

Sie pflegen nicht selten ein Essverhalten, das für ihre Gesundheit schädlich sein kann. Essstörungen stellen ein relevantes Problem der öffentlichen Gesundheit dar und verweisen nochmals auf die möglichen Einflüsse von Schönheitsidealen und medial vermittelten Normen.

Ein anderes Problem ist der Tabakkonsum. Die gesellschaftliche Wahrnehmung geht davon aus, dass immer mehr Jugendliche rauchen, was zunächst damit zu tun hat, dass aktives Rauchen, anders als früher, öffentlich gezeigt wird. Die SMASH Studie verweist aber tatsächlich auf eine Zunahme, wobei der Anstieg bei den Lehrlingen wesentlich grösser ist als bei den Schüler und Schülerinnen. Der Anteil der Rauchenden nimmt mit der Altersgruppe von 16 bis 20 Jahren zu. Der Heroinkonsum ist gering und über die letzten 10 Jahre stabil geblieben, wohingegen der Konsum von synthetischen Drogen und von Kokain unter den Jugendlichen zugenommen hat. Es gibt so eine Risikogruppe, die sich selbst stark gefährdet. 10% der befragten Jungen und 5% der Mädchen berichten von einem mindestens täglichen bis

mehrmals täglichen Cannabiskonsum.<sup>15</sup> Es ist wichtig im Auge zu behalten, dass sich die Situation während der Adoleszenz auch rasch verändern kann. Solche Probleme können manchmal ohne bedeutende Unterstützung von Aussen gelöst werden.

Ausdruck von persönlichen und psychosozialen Problemen ist deviantes Verhalten. Oft dürfte es sich um Probierverhalten handeln, das mit keinen starken Abweichungen verbunden ist, die mit manifester Gewalt oder Jugendkriminalität verbunden wären. Beide Themen haben die Öffentlichkeit stark beschäftigt, auch weil Zunahmen und Veränderungen in der Form wahrgenommen werden. Tatsächlich steigt die Jugendkriminalität an, wenngleich in den letzten Jahren eher langsam und insgesamt nicht massiv. Mit dem Ausdruck „Anstieg“ muss allerdings differenziert umgegangen werden.

- In der seit 1982 geführten Kriminalstatistik der Schweiz (PKS) zeigen sich Zuwächse besonders in drei Kategorien, nämlich Körperverletzung, Raub sowie Drohung, Nötigung und Erpressung.
- Bei Raub und Körperverletzung werden Jugendliche heute dreimal mehr als Tatverdächtige registriert als Mitte der achtziger Jahre, bei Drohung und Nötigung zeigt sich im gleichen Zeitraum eine Verachtfachung.
- Bei Eigentumsdelikten gibt es dagegen keinen Anstieg und bei bestimmten dieser Delikte wie Einbruch sogar einen Rückgang (Eisner/Ribeaud/Bittel 2006, S. 10).

Die Zahlen beziehen sich auf die polizeilich erfassten Straftäter. Manche Studien gehen davon aus, dass der Zuwachs dieser Delikte auch mit der erhöhten Anzeigebereitschaft der Bevölkerung sowie mit einer umfassenderen Registrierung durch die Polizei zu tun hat (ebd.). Unter Einrechnung dieser Faktoren könnte von einem „massiven“ Anstieg der Taten in diesen Bereichen also nicht gesprochen werden (ebd., S. 12). Zu diesem Ergebnis kommt auch eine Zürcher Befragung aus dem Jahre 2007 (Ribeaud/Eisner 2007).

Geht man nicht nur von der amtlichen Statistik aus und befragt auch nicht nur Jugendliche nach einem repräsentativen Sample, sondern zieht Opferbefragungen in die Analyse ein, dann ergibt sich teilweise ein anderes Bild. Gewaltübergriffe zwischen Jugendlichen scheinen zuzunehmen, die oft gar nicht zur Anzeige und so auch nicht zur Verurteilung kommen. Auch die Art der Gewaltausübung hat sich verändert und brutalisiert (Killias/Lucia/Lamon/Simonin 2004). Dabei wird insbesondere auf den Einfluss bestimmter Medien verwiesen, die Gewaltanwendung geradezu propagieren. Die Form der Gewaltanwendung ist eindeutig medialen Vorbildern zuzurechnen, so dass nicht zufällig eine politische Diskussion über Präventionsmassnahmen bis hin zu Verboten begonnen hat.<sup>16</sup>

---

<sup>15</sup> Während der Cannabis-Konsum schon Jugendliche unter 16 Jahren betrifft, ist dies für die synthetischen Drogen kaum der Fall. Der Anteil der Befragten, die einmal in ihrem Leben solche Substanzen konsumiert haben ist bei den 16-Jährigen ungefähr 5%, bei den 20-Jährigen 15%. Die Anteile variieren je nach Geschlecht und Ausbildungstyp, wobei der höchste Anteil bei den männlichen Lehrlingen beobachtet werden kann.

<sup>16</sup> Im Blick auf die Täter sind Jugendliche mit Migrationshintergrund nicht übervertreten. Jugendliche, deren Eltern aus westlichen Industriestaaten in die Schweiz einwandern, haben sogar eine tiefere Belastung als Schweizer Jugendliche. Die tatsächliche Risikogruppe sind Jugendliche, deren Eltern oft mit starker Milieubindung aus dem ehemaligen Jugoslawien, aus Italien, der Türkei und anderen südeuropäischen Ländern in die Schweiz gekommen sind (Eisner/Ribeaud/Bittel 2006, S. S. 14). Ausländische Jugendliche dieser Herkunft sind in der polizeilichen Kriminalitätsstatistik und in der Strafurteilsstatistik „deutlich übervertreten“. Das gleiche Ergebnis zeigt sich in den Daten zur selbst berichteten Gewalt sowie in Opferbefragungen (ebd., S. 15).

Ein Gesamtbild „Erziehung im Jugendalter“ ist das natürlich nicht. Es geht um Präventionsarbeit mit einer bestimmten Risikogruppe und allgemein um die Förderung sozialer Kompetenzen, wie etwa mit dem Programm PFAD - Programm zur Förderung alternativer Denkmuster -, das nach amerikanischen Ansätzen in Zürich entwickelt wurde. Hier geht es darum, schon in der Primarschule pro-soziale Einstellungen aufzubauen, aggressives Verhalten zu verringern und Selbstkontrolle sowie Empathie unter den Kindern zu fördern.<sup>17</sup>

Sucht man nach einem Gesamtbild, so ist man auf Jugend-Surveys angewiesen, also repräsentative Befragungen, die regelmässig wiederholt werden. Die Befunde im deutschen Sprachraum verweisen auf keine Situation, die sich dramatisch verschlechtert hätte. Das ist etwa in Grossbritannien ganz anders, wo Alkoholmissbrauch weit verbreitet ist, in einer starken Minderheit vor allem bei männlichen Jugendlichen die Anwendung von Gewalt zum Alltag gehört und die Jugendkriminalität einen beträchtlichen Anstieg erlebt (Beinart et. al. 2002; Marsden et.al. 2005).

Die 15. Shell-Studie aus dem Jahre 2006 verweist auf Jugendliche, die in der Breite ebenso diszipliniert wie leistungswillig sind. Die Jugendlichen beherrschen die Spielregeln der Demokratie und nutzen ihre Freiheiten weitgehend ohne Exzesse. Die Shell-Studie zeigt aufstiegsorientierte Jugendliche, die sich in ihrem Wertesystem an Fleiss und Ehrgeiz orientieren, stark auf die Familie bezogen sind und sich bei eher geringem politischem Interesse ehrenamtlich engagieren. Der Befund zeigt auch, wie wenig in der Breite der Jugendlichen von „Wertezerfall“ oder „Wohlstandsverwahrlosung“ die Rede sein kann (Hurrelmann/Albert 2006).

Das im internationalen Vergleich geringe politische Interesse zeigt sich auch in Schweizer Untersuchungen (Oser/Biedermann 2003). Ziviles Engagement ist dagegen durchaus verbreitet. Rund ein Drittel der 15-24-jährigen Schweizerinnen und Schweizer leisten in irgendeiner Form Freiwilligenarbeit. Und nach wie vor spielen Vereine und nicht der Besuch von Trainingscenters eine wichtige Rolle im Alltagsleben von Jugendlichen. Unter allen Altersgruppen der schweizerischen Bevölkerung sind die Jugendlichen und jungen Erwachsenen am stärksten in der Arbeit von Sportvereinen engagiert.<sup>18</sup>

Zu einem vergleichbaren Gesamtbild wie die Shell-Jugendstudie kommt auch der Schweizer Kinder- und Jugendsurvey COCON (Competence and Context), ebenfalls aus dem Jahre 2006. Der Survey hat Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene (6-jährige, 15-jährige und 21-jährige) sowie deren Bezugspersonen befragt. Die Resultate widersprechen dem Ruf nach „mehr Disziplin“ sehr deutlich. Beschrieben wird eine Entwicklung hin zu einfühlsamen, verantwortungsbewussten und anstrengungsbereiten jungen Erwachsenen. Das Jugendalter ist dabei die Phase, in der nicht etwa die Gewalt dominiert, sondern in der sowohl die Anstrengungsbereitschaft als auch die Verantwortungsübernahme signifikant zunehmen (COCON 2006).

Doch wer hat jetzt Recht? Die Pessimisten oder die Optimisten? Vermutlich ist einfach eine Differenzierung angesagt. Probleme, die sich im Umgang mit jugendlichen Straftätern stellen, sind zu unterscheiden von Konflikten, die in jeder Erziehung auftreten. Es ist nicht so, dass sich diese Konflikte dramatisch verschärft haben oder unlösbar geworden sind, wie gelegentlich gemeldet wird. Wenn in einigen Schweizer Gemeinden die Polizei das Freizeitverhalten bestimmter Jugendlicher überwachen soll und in andern Gemeinden der

<sup>17</sup> <http://www.z-proso.unizh.ch/Projekt/projekt.de.html>

<sup>18</sup> Angaben nach Bundesamt für Statistik sowie Debrunner (2007).

Ausgang nach 22.00 Uhr verboten wird,<sup>19</sup> dann ist das eine Reaktion vor Ort und kein Indikator für allgemeine Dekadenz in der Erziehung. Seltsam ist nur, dass solche Meldungen immer sofort das Gesamtbild trüben.

Meinen Befund kann ich so zusammenfassen: Es gibt bei Kindern und Jugendlichen deutlich Risikogruppen, auch hat sich das Verhalten oder das Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit geändert, nicht immer zur Freude der Erwachsenen, aber das bedeutet nicht, dass die Erziehung auf verlorenem Posten steht. Die meisten Eltern lösen ihre Probleme und für die Kinder sind genügend Chancen gegeben, normal in die Gesellschaft hineinzuwachsen. Die Bedingungen des Aufwachsens haben sich geändert, aber die Folge ist nicht zunehmende Orientierungslosigkeit. Jugendliche brauchen Personen ihres Vertrauens und das sind fast immer die Eltern, mit denen sie sich auseinandersetzen müssen. Gerade der Konflikt um die Grenzen ist lehrreich, wenngleich oft erst im Nachhinein. Delegieren kann man diese Erziehungsaufgaben nicht und bei der Bewältigung der Probleme ist Nostalgie wenig hilfreich.

### *Literatur*

- Abbott, J.: Gentle Measures. Ed. by P.D. Sporer. VChester, NY: Anza Publishing 2005.
- Armeline, W.T.: „Kids Need Structure.“ In: American Behavioral Scientist Vol. 48, No. 8 (2005), S. 1124-1148.
- Baacke, D.: Die 13- bis 18-jährigen. 8. vollst. Überarb. u. akt. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz-Verlag 2000.
- Backett-Milburn, S./Harden J.: How Children and their Families Construct and Negotiate Risk, Safety and Danger. In: Childhood Vol. 11 (2004), S. 429-447.
- Balk, K.H.: Kinder und ihr Spielzeug. Erfurt: Sutton Verlag 2007.
- Bearison, D.J./Dorval, B.: Collaborative Cognition. Children Negotiating Ways of Knowing. Westport, CT: Ablex 2002.
- Beinart, S./Andersein, B./Lee, St./Utting, D.: Youth at Risk? A National Survey of Risk Factors, Protective Factors and Problem Behavior Among Young People in England, Scotland and Wales. London: Communities That Care 2002.
- Bueb, B.: Lob der Disziplin. Berlin: List-Verlag 2006.
- Cieslik, J./Cieslik, M.: Lexikon der deutschen Puppenindustrie. 2. überarb. Aufl. München: Hugendübel 1989.
- COCON: Einfühlsame, verantwortungsbewusste und anstrengungsbereite Jugend. Zürich: Jacobs Center for Productive Youth Development 2006.
- Cohn, D.L.: The Good Old Days. A History of American Morals and Manners as Seen Through the Sears, Roebuck Catalogs 1905 to the Present. New York: Simon and Schuster 1940.
- Cook, D. Th.: The Commodification of Childhood: The Children's Clothing Industry and the Rise of Child Consumer. Durham: Duke University Press 2004.
- Craig, L.: How Do They Do It? A Time-Diary Analysis of How Working Mothers Find Time for the Kids. January 2005. Sydney: Social Policy Research Center 2005.
- Darian, J.: Parent-Child Decision-Making in Children's Clothing Stores. In: International Journal of Retail and Distribution Management 26 (1998), pp. 421-428.

---

<sup>19</sup> Tagesanzeiger von 19. Juni 2008.



- Debrunner, A.: Freiwillige und ehrenamtliche Tätigkeit im Jugendsport als Integrationsleistung. Fassung Juli 2007. Zürich: Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft 2007.
- Dittmar, H.: Consumer Culture, Identity and Well-being. The Search for the „Good Life” and the „Body Perfect.” Hove, East Sussex: Psychology Press 2007.
- Dittmar, H.: The Costs of Consumer Culture and the „Cage Within:” The Impact of Material „Good Life” and „Body Perfect” Ideals on Individuals’ Identity and Well-Being. In: Psychological Inquiry Vol. 18, No. 1 (2007a), S. 23-31.
- Douglas Wiggin, K.: Children’s Rights. In: Scribner’s Magazine Vol. XII (1892), S. 242-248.
- Douglas Wiggin, K.: Rebecca of Sunnybrook Farm. New York: Grosset&Dunlap Publishers 1903. (repr. Whitefish, MT: Kessinger Publishing Company 2005)
- Downie, Chr./Glazebrook, K.: Mobile Phones and Consumer Kids. February 2007. Canberra: The Australia Institute 2007. (= Australia Institute Research Paper, No. 41).
- Eisner, M./Ribeaud, D./Bittel, St.: Prävention von Jugendgewalt. Wege zu einer evidenzbasierten Präventionspolitik. Bern-Wabern: Eidgenössische Ausländerkommission 2006.
- Gregan-Paxton, J./John, D.R.: The Emergence of Adaptive Decision Making in Children. In: Journal of Consumer Research (1997), pp. 43-56.
- Hurrelmann, K./Albert, M.: Jugend 2006. 15. Shell-Jugendstudie. Eine pragmatische Jugend unter Druck. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2006.
- Jacobson, L.: Raising Consumers. Children and American Mass Market in the Early Twentieth Century. New York: Columbia University Press 2004.
- Järvinen, T./Vanttaja, M.: Young People, Education and Work: Trends and Changes in Finland in the 1990s. In: Journal of Youth Studies Vol. 4, No. 2 (2001), S. 195-207.
- Killias, M./Lucia, S./Lamon, Ph./Simonin, M.: Juvenile Delinquency over 50 Years: Assessing Trends Beyond Statistics. In: European Journal on Criminal Policy and Research Vol. 10 (2004), S. 111-122.
- Lees, St.: Taste and Table Manners: Class and Gender in Children’s Books of the 1950s. In: Journal of Sociology Vol. 21, No. 2 (1985), S. 174-193.
- Maatje, Chr.: Verkaufte Luft. Die Kommerzialisierung des Rundfunks. Hörfunkwerbung in Deutschland (1923-1936). Potsdam 2000. (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Band 32)
- Marsden, J./Boys, A./Farrell, M./Stillwell, G./Hutchings, K./Hillebrand, J./Griffiths, P.: Personal and Social Correlates of Alcohol Consumption Among Mid-Adolescents. In: British Journal of Developmental Psychology Vol. 23 (2005), S. 427-450.
- Oser, F./Biedermann, H. (Hrsg.): Jugend ohne Politik. Ergebnisse der IEA-Studie zu politischem Wissen, Demokratieverständnis und gesellschaftlichem Engagement von Jugendlichen in der Schweiz im Vergleich mit 27 anderen Ländern. Zürich/Chur: Rüegger 2003.
- Palan, K. M./Wilkes, R. E.: Adolescent-Parent Interaction in Family Decision Making. In: Journal of Consumer Research Vol. 24 (1997), pp. 159-169.
- Pleck, E.H.: Celebrating the Family: Ethnicity, Consumer Culture, and Family Rituals. Cambridge, Mass./London: Harvard University Press 2000.
- Pocock, B./Clarke, J.: Can’t Buy Me Love? Young Australians’ Views on Parental Work, Time, Guilt and their Own Consumption. Canberra: The Australia Institute 2004.
- Prävention von Jugendgewalt. Wege zu einer evidenzbasierten Präventionspolitik. Herausgegeben von der Eidgenössischen Ausländerkommission EKA. Bern-Wabern: EKA 2006.
- Ribeaud, D./M. Eisner: Kernbefunde der Studie *Entwicklung von Gewalterfahrungen Jugendlicher im Kanton Zürich*. Zwischenbericht. Zürich: Pädagogisches Institut 2007.

- Sammond Durham N.: *Babes in Tomorrowland: Walt Disney and the Making of the American Child, 1930 - 1960*. Durham, NC: Duke University Press 2005.
- Schor, J.B.: *Born to Buy. The Commercialized Child and the New Consumer Culture*. New York: Scribners 2004.
- SMASH: Narring, F./Tschumper, A./Inderwildi Bonivento, L./Jeannin, A./Addor, V./Bütikofer, S./Suris, J.C./Diserens, C./Alsaker, F./Michaud, P.A.: *Gesundheit und Lebensstil 16-bis 20-Jähriger in der Schweiz (2002)*. Swiss Multicenter Adolescent Survey on Health. Lausanne: Institut universitaire de médecine sociale et préventive 2004.
- Spychiger, St./Bauer, T./Baumann, B.: *Die Schweiz und ihre Kinder. Private Kosten und staatliche Unterstützungsleistungen*. Zürich: Rüegger 1995.
- Straus, M.A.: *Beating the Devil Out of Them: Corporal Punishment in American Children*. Second Edition. Piscataway, N.J.: Transaction Publishers 2001.
- Tyler, M.: *Growing Customers: Childhood, Consumer and Service Work*. Paper presented at the 4<sup>th</sup> International Critical Management Studies Conference. Unpubl. Ms. Loughborough, Leicestershire: University of Loughborough The Business School 2005.
- Winterhoff, M.: *Warum unsere Kinder Tyrannen werden. Oder: Die Abschaffung der Kindheit*. Unter Mitarbeit v. C. Tergast. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2008.
- Wolter, St. C./Schweri, J.: *Kosten und Nutzen der Lehrlingsausbildung aus der Sicht der Schweizer Betriebe*. Zürich: Rüegger 2003. (= Beiträge zur Bildungsökonomie, Band 2)